



GUNTER E. GRIMM

„Halb zog sie ihn, halb sank er hin..“  
Lektüre im Briefwechsel zwischen Johann Gottfried Herder  
und Caroline Flachsland

Vorblatt

**Publikation**

Geselligkeit und Bibliothek. Lesekultur im 18. Jahrhundert. Hg. von Wolfgang Adam und Markus Fauser in Zusammenarbeit mit Ute Pott. Göttingen 2005, S. 115 - 133. (Tagung Gleimhaus Halberstadt 2000)

URL: <[http://www.goethezeitportal.de/db/wiss/herder/grimm\\_flachsland.pdf](http://www.goethezeitportal.de/db/wiss/herder/grimm_flachsland.pdf)>

Eingestellt am 21.08.2006

**Autor**

Prof. Dr. Gunter E. Grimm

Universität Duisburg-Essen

Fachbereich Geisteswissenschaften, Germanistik

Lotharstr. 65 LE

47048 Duisburg

Emailadresse: [gunter.grimm@uni-due.de](mailto:gunter.grimm@uni-due.de)

Homepage: <<http://www.uni-duisburg-essen.de/germanistik/mitarbeiterdaten.php?pid=799>>

**Empfohlene Zitierweise**

Beim Zitieren empfehlen wir hinter den Titel das Datum der Einstellung oder des letzten Updates und nach der URL-Angabe das Datum Ihres letzten Besuchs dieser Online-Adresse anzugeben: Gunter E. Grimm: „Halb zog sie ihn, halb sank er hin“. Lektüre im Briefwechsel zwischen Johann Gottfried Herder und Caroline Flachsland. In: Goethezeitportal.

URL: <[http://www.goethezeitportal.de/db/wiss/herder/grimm\\_flachsland.pdf](http://www.goethezeitportal.de/db/wiss/herder/grimm_flachsland.pdf)>  
(Datum Ihres letzten Besuches).

Gunter E. Grimm

„Halb zog sie ihn, halb sank er hin..“  
Lektüre im Briefwechsel zwischen Johann Gottfried Herder  
und Caroline Flachsland

Mit dem Briefwechsel zwischen Johann Gottfried Herder und Caroline Flachsland besitzen wir ein Dokument, das eine Fülle von Einsichten in die Psyche zweier komplexer Persönlichkeiten bietet, der nicht zuletzt wegen der Umbruchsituation, in der sich beide Briefschreiber sowohl nach ihren privaten Umständen als auch nach ihrer geistig-mentalenen Orientierung befanden, von Interesse ist. „Der Briefwechsel zwischen Herder und Caroline mit seiner Gefühlsbetontheit und seinem seelischen Auf und Ab“, so befindet der Herderbiograph Friedrich Wilhelm Kantzenbach, „gehört zu den reizvollsten der deutschen Geistesgeschichte. Man nimmt tiefen Anteil an dem Empfinden des zwanzigjährigen Mädchens, das über des Freundes schulmeisterliche Glossen verdrossen ist und nicht einsieht, weshalb der geliebte Mann zögert, das Jawort zu sprechen.“<sup>1</sup> Bevor eine Reihe dieser Aspekte näher beleuchtet werden kann, ein Blick auf die biographische Situation der Briefschreiber.

### 1. Steckbrief der Schreiber, Anlass und Umfang des Briefwechsels

Herder kam auf der Rückreise von Frankreich am 12. (oder am 13.). August 1770 im Gefolge des Prinzen Peter Friedrich Wilhelm von Holstein-Gottorp nach Darmstadt. Er war damals bereits eine literarische Berühmtheit. 1767 waren die *Fragmente über die deutsche Literatur*, 1769 die *Kritischen Wälder* erschienen, auch als Prediger genoss er einen bedeutenden Ruf. Seine Erscheinung und sein für einen Gelehrten gewandtes Auftreten – ein schlanker junger Mann in hellseidenem Anzug mit weißem Hut, den Mantel sportlich in die Rocktasche gesteckt – war ganz dazu angetan, einem unbedarften Mädchen aus der Provinz den Kopf zu verdrehen.<sup>2</sup>

Maria Carolina Flachsland wurde 1750 im elsässischen, nahe bei Kolmar gelege-

---

<sup>1</sup> Friedrich Wilhelm Kantzenbach: Johann Gottfried Herder in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. Reinbek bei Hamburg 1970, S. 47.

<sup>2</sup> Zu den biographischen Fakten vgl. Rudolf Haym: Herder. Nach seinem Leben und seinen Werken. Bd. 1. Berlin 1958; Eugen Kühnemann: Herder. 2. neu bearb. Aufl. München 1912; Wilhelm Dobbek: Karoline Herder. Ein Frauenleben in klassischer Zeit. 2. überarbeitete Aufl. Weimar 1967; Norgard Kohlhagen/Siegfried Sunnus: Eine Liebe in Weimar. Caroline Flachsland und Johann Gottfried Herder. Stuttgart 2. Aufl. 1994; Rudolf Wolf: Herder und Karoline Flachsland. Bartenstein 1884, S. 1-27 (romanhaft); Günter Jäckel (Hrsg.): Frauen der Goethezeit in ihren Briefen. Berlin 1966, S. 99-137.

nen Reichenweier geboren. Die Mutter zog nach dem frühen Tod des Vaters nach Pirmasens. Nach deren Tod (1766) kam Caroline zusammen mit zwei Brüdern ins Haus der älteren Schwester Friederike nach Darmstadt. Friederike lebte mit dem Geheimen Rat Andreas Peter von Hesse in einer nicht sonderlich glücklichen Ehe – eine für die arme Waise Caroline bedrückende Umgebung. Immerhin kam sie dadurch in Berührung mit dem Darmstädter Hof, an dem die kulturell interessierte Landgräfin Karoline den Ton angab, während sich ihr Gatte lieber dem Militärdrill widmete. Wichtig für den geistigen Kontext war das Haus des Kriegszahlmeisters Johann Heinrich Merck, das zum Mittelpunkt eines empfindsamen Damenkränzchen wurde, das sich aus den Hofdamen Henriette von Roussillon (genannt Urania), Luise von Ziegler (Lila) und Caroline Flachsland (Psyche) zusammensetzte. Hahn im Korb war der Hofrat Franz Michael Leuchsenring. Der Kreis dieser schönen Seelen nannte sich „Gemeinschaft der Heiligen“.<sup>3</sup> Man pflegte die sanften Empfindungen und betrieb in der Nachfolge Rousseaus einen schwärmerischen Naturkult. Die tränenseligen Tugendromane Samuel Richardsons, Sophie von La Roches und die enthusiastische Lyrik Klopstocks bestimmten die Geisteshaltung des gefühlvollen Zirkels. Über Caroline gehen die Meinungen außerordentlich auseinander. Olga Gräfin Taxis-Bordogna konstatiert, Caroline sei damals weder besonders jung noch besonders hübsch gewesen.<sup>4</sup> Auch Valerian Tornius stellt fest, dass Carolines Äußeres „keine große Anziehungskraft“ ausüben konnte. „Von einer Schönheit, wie sie die verliebten Augen Herders an ihr wahrnahmen, spüren wir nichts. Der auffallend lange Hals, die kleine Stirn und die etwas schwülstigen Lippen harmonisierten nicht mit der schlanken Gestalt, die zuweilen versteckte Grazie verriet.“<sup>5</sup> Als positiv wurden ihr üppiges blondes Haar und ihre träumerischen blauen Augen empfunden. Während Heinrich Künzel 1844 sie noch als „eine jener schönen Naturen von ächter Weiblichkeit und sittlicher Liebenswürdigkeit“ verherrlicht,<sup>6</sup> erklärt Lilli Rahn-Bechmann in ihrer Untersuchung zum Darmstädter Freundeskreis eher nüchtern: „Karoline Flachsland ist sicher keine in irgend einer Weise außergewöhnliche Gestalt. Ihr Briefwechsel mit Herder lässt sie als ein durchschnittliches, im Grunde praktisch denkendes Mädchen erscheinen. Ihre sentimentale Ueberspanntheit legte sich völlig, als sie der Darmstädter Atmosphäre durch ihre Verheiratung entrückt war.“<sup>7</sup>

Die erste Begegnung beider verlief durchaus romantisch. Man machte gemeinsame Ausflüge, Herder las aus den Minnesängern und aus Kleists Oden, er rezitierte

<sup>3</sup> Briefe von und an Franz Michael Leuchsenring, Hrsg. und komm. von Urs Viktor Kamber. 2 Bde. Stuttgart 1976; Max Morris: Aus dem Kreise der Empfindsamen in Darmstadt. In: Chronik des Wiener Goethe-Vereins, Bd. 25. Wien 1911, S. 8-16 (Leuchsenring-Briefe). Vgl. auch den Artikel „Darmstädter Kreis“ von Wolfgang Liepe in: Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte. Hrsg. von Werner Kohlschmidt und Wolfgang Mohr. Bd. 1. Berlin 1958, S. 222f.

<sup>4</sup> Olga Taxis-Bordogna: Caroline Herder. In: Olga Taxis-Bordogna: Frauen von Weimar. München 2. Aufl. 1950, S. 157-184, hier S. 159.

<sup>5</sup> Valerian Tornius: Die Empfindsamen in Darmstadt. Studien über Männer und Frauen aus der Wertherzeit. Leipzig 1910; darin v. a. Kapitel „Der Dechant wirbt um Psyche“, S. 89-102, hier S. 78f. Vgl. Herders eigene Charakterisierung von Caroline im Brief vom 5. Oktober 1771 (I, 334).

<sup>6</sup> Heinrich Künzel: Herders Beziehungen zu Darmstadt. In: Maurerisches Herders-Album. Hrsg. von Heinrich Künzel. Darmstadt 1845, S. 249-260, hier S. 259f.

<sup>7</sup> Lilli Rahn-Bechmann: Der Darmstädter Freundeskreis. Diss. Erlangen 1934, S. 6.

aus dem Gedächtnis Klopstocks Ode „Die Verwandlung“. Mehr noch beeindruckte er mit seiner Predigt vom 19. August. In ihren Erinnerungen formuliert Caroline diesen Eindruck so: „Ich hörte die Stimme eines Engels und Seelenworte, wie ich sie nie gehört! Zu diesem großen, einzigen, nie empfundenen Eindrucke habe ich keine Worte – ein Himmlischer, in Menschengestalt, stand er vor mir.“<sup>8</sup> Sie fasste sich ein Herz, trat auf ihn zu und bedankte sich für die herrliche Predigt. Aus einem Kurzschreiben vom nächsten Tag geht hervor, dass er ihr einen Roman aus seinem Reisegepäck zur Lektüre überließ – bereits hier zu Beginn ein Leitmotiv des späteren Briefwechsels. Von nun an sahen sie sich jeden Tag. Am 25. August, seinem Geburtstag, übergab er ihr den ersten Brief, in dem er in reichlich verklausulierten Wendungen weit reichende Hoffnungen ausspricht. Die Forschung hat sie ganz unterschiedlich gedeutet, sie reicht von Verlobung (Tornius) über Halbverlobung (Kühnemann) bis zu unverbindlicher Schmeichelei (Taxis-Bordogna). Am letzten Tag seines Darmstädter Aufenthalts verschaffte Merck den beiden die Gelegenheit, sich alleine zu sehen. Der ältere Herderbiograph Eugen Kühnemann malt sich dieses Beisammensein dergestalt aus: „Er zog sie auf seinen Schoß, sie umarmte ihn stürmisch, sie küssten sich viele Male. Die Reisegegnossen drängten. Er stürzt davon. Unter Tränen und Lächeln wirft er vom Wagen noch Kuschhände zum Fenster hinauf. Und fort ist er, aus einem ersten Taumel augenblicklichen Hingebenseins ihr entrissen. Sie wissen kaum, sind sie verlobt, sind sie nicht verlobt.“<sup>9</sup>

Über Karlsruhe reiste Herder nach Straßburg, wo er sich beim berühmten Chirurgen Lobstein einer Augenoperation unterziehen wollte. In Straßburg hat sich Herder mit dem Sammeln von Volksliedern und mit Shakespeare beschäftigt, dort hat er die Bekanntschaft Goethes gemacht. Den Straßburger Bekannten las Herder aus seinem Lieblingsbuch, Goldsmiths *Prediger von Wakefield* vor. Bekanntlich misslang die überaus schmerzhaft und langwierige Augenoperation. Vor diesem Hintergrund erklären sich auch Herders Stimmungswechsel und die Tatsache, dass dem Briefwechsel mit Caroline nicht die Unbeschwertheit der Anfänge erhalten blieb. In Straßburg entschloss er sich, die ihm angebotene Stelle eines Konsistorialrates in Bückeburg anzunehmen. Auf der Reise von Straßburg nach Bückeburg machte er eine knapp zweiwöchige Zwischenstation in Darmstadt. Die Wiederbegegnung mit Caroline wurde durch die „maulende Gesellschaft“ beeinträchtigt (I, 166), insgesamt blieb ein enttäuschender Eindruck zurück.

Am 28. April 1771 traf Herder in Bückeburg ein. Nach der anfänglichen Vereinsamung, in die er geriet und von der er in seinen Briefen an Caroline wortreich berichtete, fand er in der Gräfin Maria doch eine gleich gesinnte Seele. Auf Caroline, die selbst unter den drückenden Verhältnissen im Hause der Schwester litt, mussten diese Offenbarungen merkwürdig genug gewirkt haben. Vielleicht erklärt auch dies, dass sie das jahrelange Briefeschreiben mit seinen stimmungsmäßigen Hochs und Tiefs, seinen Missverständnissen und Empfindlichkeiten, seinen Aufschwüngen und Abstürzen, seinen Beschwörungen und Abbiten nachgerade leid

---

<sup>8</sup> Zit. nach Tornius: Die Empfindsamen in Darmstadt, S. 92.

<sup>9</sup> Kühnemann: Herder, S. 121.

wurde und – gegen Sitte und Tradition – das Heft in die Hand nahm und den Unentschlossenen in eine Situation brachte, die ihm ein klares Ja oder Nein abforderte. Im Grunde nahm sie seine unverbindlichen Beteuerungen für bare Münze und nagelte ihn dadurch fest. In Anbetracht der Tatsache, dass die beiden sich kaum vier Wochen persönlich gekannt haben, eine diplomatische Meisterleistung! Sicherlich spielte für sein Zögern auch finanzielle Gründe eine Rolle, denn Herder war von Haus aus so wenig vermögend wie sie, dazu drückten ihn erhebliche Schulden. Am Schluss jedenfalls war der seiner selbst nicht gewisse, bindungs-scheue und deshalb unentschieden herumblavierende Herder fest zur Heirat entschlossen. Am 26. April 1773 traf er in Darmstadt ein, am 2. Mai heiratete das Paar. Damit war der Briefwechsel an ein Ende gekommen, von nun an ersetzte das Du die zwischen Du und Sie schwankenden Anreden.

Erhalten sind 198 Briefe, der erste datiert vom 20. August 1770, der letzte vom 19. April 1773. Von ihm sind 115 Briefe erhalten, von ihr 83 Briefe.<sup>10</sup> Sie umfassen also eine Zeit von zwei Jahren und acht Monaten. Als Postillon d’amour zwischen den heimlich Liebenden fungierte Johann Heinrich Merck, durch seine Hände liefen die geheim gewechselten Briefe. Soweit die biographischen Daten.

## 2. Lektüre in den Briefen

Für das Thema dieser Tagung „Lektüren im 18. Jahrhundert“ ist der Briefwechsel aus verschiedenen Gründen von Interesse:

Hier begegnen zwei ästhetische Positionen. Die Frage stellt sich: Was sind die Lektürevorlieben beider Leser und wie unterscheidet sich empfindsames Lesen von genieprogrammatischem Lesen? Was sind die Kategorien der Beurteilung?

Hier begegnen zwei individuelle Leseweisen. Ist die Art und Weise des Lesens, so wird man fragen müssen, bei Herder und bei Caroline verschieden?

Schließlich: In welchem Verhältnis stehen in diesem Briefwechsel Literatur und Leben, Fiktion und Wirklichkeit? Welche persönliche Funktion hat die Lektüre im Briefwechsel und welcher historische Stellenwert kommt ihm zu? Lässt sie sich, nach Abzug der persönlichen Eigenarten, als geschlechtsspezifisch deuten?

Die folgende Tabelle listet die wichtigsten Belege der im Briefwechsel erwähnten Lektüre nach Autoren und Werken in alphabetischer Reihenfolge auf (Herder-Belege recte, Caroline-Belege kursiv).<sup>11</sup>

An deutscher zeitgenössischer Literatur begegnen die Namen und Werke:

Johann Jakob Bodmer, *Hermann und Thusnelda* (I, 54)

Matthias Claudius, Oden (I, 340, 360)

Friedrich Gottlob Fleischer, Oden (I, 194f.)

Heinrich Wilhelm von Gerstenberg, *Tändeleien, Ariadne* (I, 20, 36f., 266)

<sup>10</sup> Zitiert wird nach der Ausgabe Herders Briefwechsel mit Caroline Flachsland. Nach den Handschriften des Goethe- und Schiller-Archivs hrsg. von Hans Schauer. 2 Bde. Weimar 1926/1928 (Schriften der Goethe-Gesellschaft. Bd. 39 und Bd. 41).

<sup>11</sup> Das Register im 2. Band der Briefe enthält weitere, auch nicht literarische Erwähnungen.

Salomon Geßner, *Idyllen und Dramen* (I, 52, 61, 116, 231, 338; II, 172, 175, 178, 191f., 240, 254)

Johann Wilhelm Ludwig Gleim (I, 19f., 234f.; II, 116, 338)

Johann Wolfgang Goethe, *Götz* (I, 418; II, 48f., 68, 91f., 111, 116, 120, 134ff., 138, 173, 176, 180f., 281, 393, 395)

Johann Nikolaus Götz, *Gedichte* (II, 52)

Luise Adelgunde Gottsched, *Lustspiele* (II, 337)

Johann Gottfried Herder, *Dichtungen, Brutus* (I, 283, 297, 419; II, 13, 68, 116, 119, 132, 161ff., 269f., 300, 348, 372, 390)

Johann Georg Jacobi, *Briefe, Lieder* (I, 19, 352, 373f.; II, 125)

Ewald Christian von Kleist, *Gedichte* (I, 46, 367)

Friedrich Gottlieb Klopstock, *Oden, Messias, Dramen* (I, 8, 22, 27, 31f., 36, 41, 47, 51, 61, 68, 116, 289, 309, 328, 339, 369, 373f., 381, 383, 389f., 399f.; II, 12, 43, 45f., 61, 63, 97, 108, 157, 240, 301, 319, 326, 345, 366, 377, 390)

Sophie von La Roche, *Fräulein von Sternheim* (I, 238f., 241f., 247f., 253f., 370ff., 374, 382, 384f.; II, 99f., 108, 111, 121)

Johann Kaspar Lavater, *Aussichten* (II, 325)

Gotthold Ephraim Lessing, *Minna von Barnhelm, Emilia Galotti* (I, 8, 36, 48ff.; II, 74, 95, 108, 119, 150f., 175)

Schwäbische Minnesinger (I, 27, 45; II, 27, 370, 372)

Moritz August von Thümmel, *Wilhelmine* (I, 277)

Christian Felix Weiße, *Romeo und Juliette* (I, 111, 117ff.)

Christoph Martin Wieland, *Agathon, Neuer Amadis, Goldner Spiegel* (I, 19, 36, 91, 177, 197, 218f., 226, 231, 234, 238; II, 92, 118, 131, 145, 172, 392)

An ausländischer Literatur begegnen folgende Namen und Werke:

Bardische Oden (I, 52, 145)

Bibel, *Buch Hiob, Hohelied Salomonis, Geschichte von Mordechai und Haman* (II, 69, 214, 351, 357)

Miguel de Cervantes, *Don Quijote* (II, 254, 265f., 271)

Daniel Defoe, *Robinson Crusoe* (II, 407)

Denis Diderot, *Erzählungen* (II, 172, 175, 192, 244)

Henry Fielding, *Tom Jones* (II, 16, 42f., 61)

Thomas Fitzosborne, *Letters* (I, 153)

Oliver Goldsmith, *Vicar of Wakefield, Das verlassene Dorf* (I, 148, 155, 164; II, 224, 237, 275)

Antoine (Anthony) Hamilton, *Werke* (II, 145)

Homer (I, 342)

René Lesage, *Gil Blas* (II, 150)

Mary Montague, *Briefe aus dem Orient* (I, 154)

Ossianische Lieder (I, 62-66, 120-126, 137, 144f., 210f., 339, 343)

Thomas Otway, *Die Waise* (I, 184f.)

Francesco Petrarca, *Gedichte* (I, 25, 36, 343, 360f.; II, 372, 375)

Samuel Richardson, *Romane* (I, 52, 310, 381f., 390-393, 406f.)

Jean Jacques Rousseau, *Nouvelle Héloïse, Émile* (I, 41, 182, 205, 207, 273, 285, 293, 297, 346, 348)

Elizabeth Rowe, *Friendship in death* (II, 269f.)

Anthony Ashley Cooper, Earl of Shaftesbury, *Schriften* (I, 245)

William Shakespeare, *Romeo und Julia, Othello, Hamlet, Lear, Sommernachts-  
traum, Wie es euch gefällt, Julius Cäsar* (I, 114, 117f., 129-131, 137, 139, 266,  
303, 336, 346; II, 281)

Lawrence Sterne, *Tristram Shandy und Yoricks empfindsame Reise* (I, 290; II, 61)

Volkslieder und -balladen (I, 139, 143, 155, 266, 273, 297, 308, 328, 331, 390; II,  
51, 69, 316, 355)

François-Marie Arouet Voltaire (II, 392)

Von den erwähnten Aspekten gehe ich im folgenden auf zwei näher ein: das empfindsame Lesen und das „Bild vom anderen Geschlecht“.

Zunächst der Komplex „empfindsames Lesen“. In Erinnerung an das letzte kuss- und tränenreiche Beisammensein mit Caroline schwelgt Herder selbst in den süßesten Empfindungen. Und so spricht er sich denn dezidiert gegen gelehrte Frauen aus, die für ihn wohl ein traumatisches Erlebnis darstellten. In Mannheim war er durch die gelehrte Markgräfin Karoline Luise offenbar genervt worden; er empfindet für ihre Gelehrsamkeit „keine Sympathie“ (I, 18). „Überhaupt“, so schreibt er an Caroline, habe er „für keiner Creatur in der Welt mehr Abscheu“, „als für einem gelehrten Frauenzimmer“ (I, 18). Und in einem unmittelbar folgenden Brief: „So abscheulich in meinen Augen ein gelehrtes Frauenzimmer ist, so schön dünkt mich, ists für eine zarte Seele, wie Sie, so feine Empfindungen [wie in einer Ode Klopstocks] nachfühlen zu können.“ (I, 43f.)

Caroline, die ohnehin im Darmstädter Frauenkränzchen gefühlvolles Lesen pflegte, stimmt seinen Vorstellungen zu und bedauert die „gelehrte Markgräfin“, nicht ohne schalkhaft darauf hinzuweisen, dass der Himmel sie selbst „in Gnaden davor bewahrt, aber ein wenig zuviel bewahrt habe (I, 35). Ihr Eingeständnis beflügelt ihn dann zu einem derb-grundsätzlichen Ausfall gegen weibliche Gelehrsamkeit.

„Sie haben Recht, daß ich auf das gelehrte Frauenzimmer vielleicht zu sehr erbittert bin; aber ich kann nicht dafür: es ist Abscheu der Natur. Eigentliche Gelehrsamkeit ist dem Charakter eines Menschen, eines Mannes schon so unnatürlich, daß wir ihr nur aus Noth uns unterziehen müßen, und dabei doch immer schon verlieren; in dem Leben, in der Seele, in dem Munde eines Frauenzimmers aber, die noch die Einzigen wahren Menschlichen Geschöpfe, auf dem Politischen und Exercierplatz unsrer Welt sind, ist diese Unnatur so tausendmal fühlbarer, daß ich immer sehr fürs Arabische Sprüchwort bin „eine Henne, die das krähet, und ein Weib, das gelehrt ist, sind üble Vorboten: man schneide beiden den Hals ab!“ (I, 46f.)

Gelehrsamkeit – darin steht er ganz in der Tradition der Moralischen Wochenschriften der ersten Jahrhunderthälfte<sup>12</sup> – hält Herder für einen „Höcker der Menschlichen Natur“, weil unter ihr „die wahre Empfindung, und Ausbildung und Geschmack und lebendige Würksamkeit“ erliegen müsse (I, 48). Auch wenn Caroline auf Herders insgesamt recht schulmeisterlichen Brief heftig reagiert, so sehr

<sup>12</sup> Wolfgang Martens: Die Botschaft der Tugend. Die Aufklärung im Spiegel der deutschen Moralischen Wochenschriften. Stuttgart 1971, S. 524-527.

gibt sie ihm doch prinzipiell recht. In der Tat praktiziert sie eine ganz andere Art des Lesens: Sie will fühlen und gerührt werden. Sie zittert und bebt mit Richardsons Clarissa („o hätte sie dem ersten Gefühl ihres Herzens gefolgt! Und nie mit Lovelac auch nur Briefe gewechselt!“; I, 382) und weint mit Sophie von La Roches Fräulein von Sternheim. Ganz naiv ursprünglich ist ihr Drang, die Charaktere der Romanpersonen auf die eigene Situation zu beziehen, sich mit ihnen zu identifizieren.<sup>13</sup> So vergleicht sie ungeniert Rousseaus *Émile* mit Herder und die Sophie mit sich selbst.<sup>14</sup>

Noch deutlicher wird das identifizierende Wunschdenken bei der Lyrik-Lektüre. Bereits im ersten erhaltenen Antwortschreiben assoziiert Caroline Klopstocks Meta: „eben fällt mir Klopstock und seine Meta ein, glauben Sie daß ich wie eine Meta Sie liebe? Freylich fehlt mir zu einer Klopstockin noch viel, aber hierinn nichts mehr.“ (I, 7) Herder war es ja nicht unbekannt, dass Meta Moller Klopstocks Frau war. Monate später muss Klopstocks *Messias* für eine ähnliche Wunschassoziation herhalten. „Wißen Sie noch, mein lieber“, schreibt sie Herder, „wie Sie uns die Geschichte von Cidli und Gedor in unsrer Stube vorgelesen, und ich, Gott weiß, mit welcher Rührung da geseßen und geweint habe. nein ich kan Ihnen nicht alles sagen, was in mir vorgieng, was durft’ ich hoffen? zurück gehen und weinen, das muß ich. Und wie ging denn doch alles so sonderbar! Mir wird’s ein ewiger elyischer Traum bleiben. Ach daß ich die Cidli eines so himmlischen Gedors wie Sie einst werden dörfte!“ (I, 289) Ihrer schwärmerischen Verfasstheit entspricht es, dass sie nicht als Kunstrichterin, sondern ausschließlich mit Gefühl lesen will. Bereits zu Beginn des Briefwechsels äußert sie nach der Lektüre eines unvergleichlichen Klopstock-Gedichtes den Wunsch: „ach! Warum konnten wirs nicht zusammen lesen und fühlen [...]“ (I, 36) Ein anderes Beispiel solcher Extremrezeption:

„Ach! Daß Sie die Fräulein von Sternheim gelesen! Ich bin entzückt, daß wirs so zusammen gefühlt. Ganz durchaus ist der Roman nach meinem Gefühl, alles alles intereßiert mich von Anfang bis Ende. Ach das süße Dämmernde! Es ist ganz die Natur meiner Seele. Kanst Du eine solche Seele lieben? – Was für Tage hatte ich beym durchlesen! ich war ganz begeistert. Der ernste, leidende Seymour! o Gott welch ein Bild! und dann das Ende! ich bin wie versteinert da geseßen [...]“ (I, 253f.)

Wie verhält sich Herder gegenüber solcher eruptiven Gefühlsgewalt? Bereits zu Beginn des Briefwechsels distanziert er sich von den „überschwemmt-zärtlichen und ecklen Briefen“ Gleims und Jacobis (I, 19), von der harmlos „unschuldigen Welt“ Geßners, die „zu wenig im Kreise der Leidenschaften“, den wahren „Triebfedern der Menschheit“, sei (I, 52). Süßliche und verlogene Empfindung, „Zuckerwerk und Näscherei von Empfindungen“ eines Leuchsenring lehnt er entschieden ab: „Der Mensch ist zu Etwas beßerm in der Welt da, als eine Empfindungspuppe, oder ein Empfindungströdler zu seyn“ (I, 168f.; vgl. I, 415). Gleichwohl empfiehlt er ihr, *nicht* als Kunstrichterin zu lesen! (I, 245) Worauf sie em-

<sup>13</sup> Dobbek: Karoline Herder, S. 41.

<sup>14</sup> Tornius: Die Empfindsamen in Darmstadt, S. 41.



pört erwidert:

„Aber, warum heißt du mich eine Kunstrichterin? Hab ich jemals eine solche Misgeburt von Frauenzimmer seyn wollen? War ichs? Oder bin ichs gar? Nein das wäre abscheulich. Ich würde kein Buch mehr ansehen, wenn ich eine Kunstrichterin oder gar ein gelehrtes Frauenzimmer dadurch würde. Behüt uns, lieber Herre Gott!“ (II, 254)

In einem grundsätzlichen Passus grenzt Herder das empfindsame Lesen vom kritischen Lesen ab. Er versichert der jeglicher Kritik abholden Caroline, keine seiner künftigen Schriften solle „je im eigentlichen Verstande Critik“ sein. Allerdings gibt er zu bedenken, dass „jedes Urtheil, was man an den andern schreibt, schon Critik“ sei, und man müsse „also entweder Wahrheit und Beförderung des Lichts ganz für gleichgültige Sachen ansehen, [...] oder seine Talente für Wahrheit und Licht durchaus muthwillig vergraben“, und das dünke ihn „eben so ungerecht, und wider die Ordnung der Natur, als gar nicht sehen und immer fühlen zu wollen.“ (I, 303f.)

Es wäre ja doch verwunderlich, wenn Herder dem Ideal des Empfindsamen nicht seine ureigenen Ideale entgegenstellen würde, die er in den zeitgleich entstandenen Abhandlungen zu Ossian und Shakespeare propagiert. Und in der Tat begegnet auch das Ursprünglichkeitsideal im Zusammenhang mit der Ossianschen Dichtung:

„Thun Sie einen Blick auf die Zeiten, da Oßian Freuden seiner Jugend sang und das kommende Alter – und denn auf unser wildes, spitzfündiges, zerstreutes, frühentkräftetes, mit Empfindungen und Jahren und Lebensaltern hinscherzendes Jahrhundert – wer muß nicht weinen?“ (I, 343; vgl. auch 143, 144f. „vortreflich in Stärke und Süßigkeit der Empfindung“)

Herder flüchtet sich nach der „Visite von ein paar Edelleuten“ in den Wald, im Gepäck einen Ossian, Klopstock und einen Brief Carolines. Es ist der Weg aus der übertünchten (höfischen) Zivilisation „zurück zur Natur“, zurück zu den Ursprüngen („Ich habe nur ein paar Seiten in Inisthuna gelesen! Aber alles hat mir in den Spitzen der Wälder lieblicher gesäuselt! Da ging die Sonne unter! Da ging der Mond auf!“ I, 339) Auch im Zusammenhang mit den von ihm gesammelten Volksliedern und Volksballaden und vor allem mit Shakespeares Dramen finden sich die neuen Werte, zu denen er seine Partnerin bekehren will. Ein Beleg möge für die andern stehen. Im Oktober 1770 antwortet er auf einen verlorenen Brief Carolines, dass sie Klopstock und Geßner nachempfinden könne, sei „hold und schön“, aber, fährt er wörtlich fort,

„nehmen Sie mir nur immer das Wort übel, immer auch ein bischen holde *Schwachheit*, die ich so gut als Sie, mit Süßigkeit und Anmuth empfinde; die aber – kurz die schon immer Liebe unsres Jahrhunderts ist. Aber die Liebe in den alten Schottischen Bardenliedern! – nur in ihnen ist sie die ganze Zartheit und Süßigkeit, und Anmuth, und Adel und Stärke, und die feine Reinigkeit der Sitten, die uns ganz einnimmt [!], uns aber doch nie zu etwas mehr, als Menschen macht.“ (I, 116)<sup>15</sup>

---

<sup>15</sup> Gleichwohl schätzt er Klopstock als „das gröste Genie von Deutschland“ (II, 326).

Der zweite Komplex, auf den ich nun eingehe, ist das „Bild vom anderen Geschlecht“, das beide anhand ihrer gemeinsamen Lektüre entwerfen. Als Beobachtungsmedien wähle ich Dramen von Shakespeare und Lessing aus, weil an ihnen sich die traditionelle Geschlechter-Imago und deren Rezeption aufzeigen lässt.

Beide Briefpartner haben ein – unterschiedlich beschaffenes – Bild vom anderen Geschlecht. Für Herder ist die Bestimmung des Weibes, „handelndes, wohlthätiges Wesen der Menschheit“ zu sein, „reelle Freundin, Gesellschafterin, Gattin, Mutter, würdiges Frauenzimmer“ (I, 169), eine Vorstellung, die Caroline in einem späteren Brief geschickt aufgreift und ihre „süße Bestimmung“ (und nun folgt in Klammer der Wink mit dem Zaunpfahl: „wenn ich sie jemals erlebe!“) darin erkennt, „dereinst gute Gattin und gute Mutter“ zu werden (II, 125), was wiederum eine begeisterte Reaktion Herders hervorruft – wenn auch nicht die erwünschte konkrete (II, 144). Der Briefwechsel demonstriert einen jahrelangen Anpassungsprozess, in dem vor allem die Frau sich auf die Erwartungen des Mannes einstellt. Herder selbst formuliert seine Vorstellungen im Brief vom 20. September 1770. Die strenge Wissenschaft sei den Männern vorbehalten, für Frauen bleibe das, „was bildet, was die Seele Menschlich aufklärt, die Empfindungen Menschlich verfeinert, und sie zur Zierde der Schöpfung, zum Reiz der Menschlichen Natur, zum höchsten Gut der Glückseligkeit eines fühlbaren, würdigen Jünglings, zur immer neuen, immer angenehmen Gattin eines würdigen Mannes, zum Vergnügen einer guten Gesellschaft und zur Erzieherin guter Kinder macht!“ (I, 47f.)

Dagegen grenzt er die Bestimmung des Mannes ab: „Wir Mannspersonen haben den andern Zweck, uns zu braven würdigen, edlen, geltenden Personen, Männern, Vätern zu bilden.“ (I, 48) Dass Caroline diesen Brief zum Anlass nahm, mit dem Abbruch der kaum geknüpften Beziehung zu drohen, hatte freilich seinen Grund in Herders oberlehrerhaftem Verhalten,<sup>16</sup> insbesondere störte sie seine als besserwisserisch empfundene Frage ‚Haben Sie das gelesen?‘ In der Tat entzündete sich der erste Zwist an der unterschiedlichen Beurteilung von Lessings Lustspiel *Minna von Barnhelm*.

Caroline hatte Herder geschrieben, *Minna von Barnhelm* gefalle ihr so wenig wie alle anderen Komödien. Zwar enthalte sie „einige frappante Handlungen“, die sie selbst gerne getan zu haben wünschte, auch besäßen die beiden Hauptcharaktere „würckliche Großmuth“, aber im Ganzen und vor allem in der Redeweise der Leute herrsche Unnatürlichkeit. Ferner moniert sie die Einmischung des Subalternpersonals in die „delicate Situation der Liebe“ und deren „niedre Ausdrücke“ (I, 36f.) Pedantisch nimmt Herder ihre Ausführungen auseinander und widerlegt sie. Er empfiehlt ihr, den Text nicht als Komödie zu lesen, sondern als „eine kleine Dialogirte Geschichte“. Dann unterstellt er ihr, Tellheims Charakter habe ihr nicht gefallen und hebt selbst zu einem Lobpreis seines Charakters an:

„Dieser Mann denkt so edel, so stark, so gut und zugleich so empfindsam, so Menschlich, gegen Alles, wie es seyn muß, gegen Minna und Jost, gegen Werner und die Oberstin, gegen den Pudel und gegen den Wirth, daß er, außer dem kleinen Soldatenlichte, das ich ihm laße, ganz mein Mann ist!“

<sup>16</sup> Dazu vgl. auch Dobbek: Karoline Herder, S. 41; Haym: Herder I, S. 413f.

Er würde an seinen Reden kein einziges Wort ändern! Minna dagegen möchte er gerne aufopfern:

„Meine Minna ist's nicht: was kann ich davor, daß es Lessings seine ist, und daß er von den Weibern so schwache tändelnde und Komödiantenmäßige Begriffe hat? [...] Sie spricht sonst freilich immer, wie sie denkt; nur für mich denkt sie nicht gesetzt genug: ihre Natur ist für mich nicht schön; aber ‚unnatürlich‘ spricht sie, dünkt mich, nie.“ (I, 47-49)

Auch die Diener verteidigt Herder gegen Caroline und ermahnt sie zur Toleranz: „Will meine kleine billige Menschenfreundin denn nicht, daß jeder nach seiner Art sei und glücklich sei?“ (I, 50) In der Tat dient Literatur hier als Instrument eines offenkundigen Erziehungsprogramms, das der Angesprochenen jede Lust auf Fortführung des brieflichen Austauschs nehmen musste.

Im übrigen bieten Herders Ausführungen über die Charaktere in Shakespeares Dramen ein ähnliches Bild. Jedes Stück Shakespeares scheint ihm „eine ganze Philosophie über die Leidenschaft, von der es handelt (I, 117f.). Othello gilt ihm als „ein großer, edler Charakter“, der sein Mitleid selbst in der Mordszene erregt habe, Desdemona als „unschuldiges Lamm“, „die ihren lieben Mörder noch im Augenblick des Mordes segnet“ – „o das ist eine Seele! Eine Seele!“ ruft er begeistert aus (I, 129f.). Den „guten ehrlichen Jungen“ Hamlet und die hübsche Ophelia vergleicht er mit sich selbst und Caroline (I, 131). In *Julius Caesar* findet der Charakter des Brutus seinen besonderen Beifall – er hält ihn für „einen der Edelsten Sterblichen“ (I, 303), der ihn sogar zum Dichten eines eigenen dramatischen Textes über den erklärten Lieblingshelden animiert (II, 116, 119 Herders *Brutus*). Interessant ist hier Carolines abweichende Ansicht.<sup>17</sup> Sie bewundert den großgearteten Caesar weit mehr als den undankbaren Brutus: „mir ist es immer wahrer Edelmuth, wenn ein Mensch sich auf seine Unschuld und Tugend stützen und in den Mantel der Ergebung sich hüllen kan“ (I, 346). Shakespeare muss auch zu einer erotischen Anspielung Herders herhalten. Einer Mitteilung, er habe Matthias Claudius und dessen Mädchen einen „Ort der Liebe“ geweissagt, er selbst könne auch in Bückeburg „einen Ardennerwald“ machen, fügt er anzüglich hinzu: „Verstehen Sie mich nicht, liebstes Mädchen, so müssen Sie Shakespeares, meines Leibautors, „Wie es euch gefällt“ lesen und das Übrige hinzudenken.“ (I, 336) Worauf sie etwas pikiert erwidert:

„Ich habe Shakespeares Ardennerwald nicht lesen können, weil ich das Buch nicht wohl fordern konnte, aber liebster Freund, ohne alles jungfräuliche Gezier, denn wozu das, wenn mein Herz redet – Sie eilen zu sehr mit Ihrem Ardenner Wald – kaum kennen wir uns ja [...].“ (I, 354)<sup>18</sup>

Meinungsverschiedenheiten gibt es auch in der Beurteilung von Lessings Trauerspiel *Emilia Galotti*. Obwohl Herder Lessings Witz schwer verdaulich findet und die „Schwachheit“ seiner weiblichen Protagonisten nicht goutiert, ist er von dem „tief zu Herzen“ gehenden Stück beeindruckt (II, 74). Caroline teilt Herders Ansicht, doch scheint ihr, Lessing habe „nie geliebt, wenigstens nie tief in der Seele,

<sup>17</sup> Anders Dobbek: Karoline Herder, S. 42.

<sup>18</sup> Herder versucht später das Ganze als Missverständnis herunterzuspielen (I, 365).

und er hat nicht Emilia Galotti, sondern die schwachen, elenden Leute[,] die Prinzen schildern wollen, und er muß ein ganzer Mann seyn, das Ding für den Hoff zu geben.“ (II, 150) Bemerkenswert ist hier, dass ausgerechnet Caroline den hofkritischen Aspekt in Lessings Stück entdeckt, eine Sichtweise, die Herder später in seine berühmte *Emilia Galotti*-Interpretation übernommen hat.<sup>19</sup> Herder pflichtet Caroline bei, wenn er das nur Gedachte des Stücks betont und bei Lessing generell die Kunst, „Weiber würdig zu schildern“ vermisst (II, 175).

Im übrigen ist es auffallend, dass Caroline, die ja in Hofnähe lebte, sich stets einen kritischen Blick für das Hofwesen erhalten hat. In ihrer emphatischen Hochschätzung von Sophie von La Roches Roman *Geschichte des Fräuleins von Sternheim* sind sich Herder und Caroline einig. Sie malt sich die Autorin als Idealbild, als „beste Mutter und beste Frau“ aus und versteigt sich in den Wunsch „ach wäre ich unter den Händen dieser Frau gebildet worden!“ (I, 254) So war es für Caroline umso ernüchternder, Sophie von La Roche persönlich kennen zu lernen. Da Caroline in ihr das Ebenbild der „simplen erhabenen Sternheim“ erwartet hatte, fühlte sie sich wie vor den Kopf gestoßen, als sich die La Roche als „eine ganz andere Erscheinung“ entpuppte: als „eine feine zierliche Frau, eine Hofdame, eine Frau nach der Welt mit tausend kleinen Zierrathen“, „eine Frau voll Witz, voll sehr feinem Verstand“, mit hoch und jugendlich wallendem Busen, die Kuschhände verteilt und aus „schönen schwarzen Augen“ Blicke in alle Richtungen sendet. Caroline empfindet zwar Vorliebe für La Roches Romane, aber Abneigung gegen die höfische Frau, der sie sich unterlegen fühlt, als „sotte Figur“ zum „einfältigen“ Zuhören und Zusehen verurteilt (II, 99f.).<sup>20</sup> Deutlich zeigt sich hier die Diskrepanz zwischen höfischem und bürgerlichem Wertekodex, zwischen gesellschaftlichem, nach außen gerichtetem Verhalten und praktizierter Innerlichkeit. Wenn Goethe gegen sie aufgebracht „wie ein Löwe“ ist, so manifestiert sich hier der antihöfische Impetus auf kämpferische Weise. Die Darmstädter Damen reagieren mit stillem Protest: sie bleiben ihrer Gesellschaft, die sie und ihre Tochter „mit Witz“ regierten, fern (II, 100; vgl. 111, 121). Herders und Carolines Werte sehen anders aus. Die stillen und erhabenen Gefühle werden bevorzugt, Lieblingslektüren sind nicht zufällig Richardsons *Clarissa* (I, 381f., 390-393, 406f.), Goldsmiths *Vicar of Wakefield*<sup>21</sup> und Rousseaus *Émile* (I, 285, 297, 346, 348), für dessen Lektüre Caroline eigens Französisch erlernt. Über den ästhetischen Wert setzen beide die humanen Werte, wie dies in Herders Worten zum Ausdruck kommt: „Als Roman hat er Viel Fehlerhaftes, als ein Buch Menschlicher Gesichter, Launen, Charaktere, und was am schönsten ist, Menschlicher Herzen und Herzenssprüche, will ich Jede Seite so viel geben, als das Buch kostet!“ (I, 155) Man sucht also in den Romanen nicht nur ästhetische Unterhaltung, sondern ethische Handlungsanweisungen, Orientierungshilfe fürs Leben.

Weibliches contra männliches Lesen? In der Tat gibt es in den Leseweisen Unter-

<sup>19</sup> Briefe zu Beförderung der Humanität, 3. Sammlung, 1794, SWS 17, 185f.; vgl. auch *Adrastea*, 4. Stück, 1801, SWS 23, 375f.

<sup>20</sup> Vgl. Dobbek: Karoline Herder, S. 24f.

<sup>21</sup> Zu Herders Bemühung um die Verbreitung des *Vicar* vgl. Goethe: *Dichtung und Wahrheit*, Buch 10, Hamburgische Ausgabe Bd. 9, S. 426f.

schiede, bei Caroline überwiegt die Tendenz zur Identifizierung, bei Herder wird die lebensbezogene Leseweise ergänzt durch den Blick auf die ästhetische Struktur, sie argumentiert mit Empfinden und Gefühl, also psychischen Wirkungskriterien, bei ihm begegnen häufiger rationale Argumente, auch wenn er weder Gefühlskriterien noch persönliche Analogien vermeidet (etwa I, 131). Sicherlich ist dies auch ein Zugeständnis an die Partnerin, nachdem er gleich zu Beginn des Briefwechsels so eindringlich vor Schulmeisterei gewarnt worden war und nun bewusst nicht als Kunstrichter auftreten wollte.

Summa summarum lassen sich die „Bilder vom anderen“, die beide sich ausmalen, dahingehend konkretisieren: Herder schätzt die tugendhaften und opferbereiten Dulder, Caroline bevorzugt die groß gearteten Täter; Herder liebt die leidenden unschuldigen Frauen, Caroline achtet mehr die eigenständigeren Frauen. In der bevorzugten Idealgestalt findet sich die jeweilige Wunschprojektion des künftigen Partners. Herders Bekehrungskampagne erreichte nicht immer ihr Ziel: die Frau einzustimmen auf ihre Aufgabe als ‚zweite Geige‘ im heimischen Konzert.

### 3. Aspekte und Funktionen

Begonnen, um die kaum angeknüpfte Beziehung aufrecht zu erhalten (I, 4f.), fortgeführt, um die jeweilige Notsituation, Einsamkeit und Abhängigkeit, zu überwinden, gerät der Briefwechsel zum Liebesroman, aber im Unterschied zu *Werther* zu einem mit glücklichem Ausgang. Allen Widerständen und allen Missverständnissen zum Trotz erschreiben sich die beiden Briefpartner geradezu eine Liebesheirat, setzen die Ideale der von ihnen hochgeschätzten Literatur ins eigene Leben um. Auch wenn *er* mehr von Büchern, *sie* mehr vom Leben spricht, so hat doch beider Lektüre eine sehr selbstbezogene Intention: Sie suchen Gemeinsamkeiten, gemeinsame Vorlieben, gemeinsame Abneigungen. Verständlich, dass bei einem Paar, das nur knappe vier Wochen persönlichen Umgang gehabt hatte, die briefliche Auskunft den persönlichen Kontakt ersetzt. Man tastet sich aneinander heran, tauscht Interessen aus, sucht den Partner an sich zu binden, ihn auch zu formen. Er will eine edle empfindende und mitdenkende Seele, sie versucht diesem Bild zu entsprechen; dennoch – und dies spricht für ihre Selbständigkeit – will sie nicht dominiert werden, und er bemüht sich zumindest um partnerschaftlichen Dialog.

Es versteht sich, dass Lesen für die beiden getrennten verliebten jungen Leute eine Brückenfunktion besitzt. Das gemeinsame Lesen verbindet sie, auch wenn sie an getrennten Orten lesen, Herder für sich, Caroline eher im Kreis ihrer empfindsamen Darmstädter Freundinnen. Immer steht hinter dem Meinungs Austausch der Wunsch nach gemeinsamer Lektüre (I, 21, 36, 116, 247f.). Der Briefwechsel soll zum Dialog werden (I, 67), zum lebendigen Gespräch (I, 148), wie Herder dies dezidiert Mitte August 1772 formuliert (II, 192, vgl. 203): „Aber nochmals, mein liebes, süßes Mädchen, alle diese Lecturen sind Nichts, wenn unsre Herzen nicht enger, fester, ewiger zusammen sind, zur That, zum Leben! O wenn uns Gott zusammenbrächte! und bald! bald!“ So gehört es fast konsequent zu beider

Schreibstrategie, die vermisste Mündlichkeit ins Medium des Briefes zu integrieren.

Man weiß aus Dantes *Divina Commedia*, wohin gemeinsames Lesen ein verliebtes Paar führen kann: in die Hölle (Inferno V, 70-142). Aus dem Briefwechsel Herders erfährt man, dass getrenntes Lesen über den Wunsch nach gemeinsamer Lektüre konsequent in die Ehe führt, was nicht unbedingt mit Himmel identisch sein muss.

Der Briefwechsel lässt sich unter verschiedenen Aspekten analysieren.

- 1) Auf der *sozialen Ebene* verläuft die Kommunikation als Rollenspiel. Herder steht Caroline in drei Funktionen gegenüber und agiert deshalb mindestens in drei Rollen: in der des autoritativen Pastors, des jungen Liebhabers und des reflektierenden Literaturkenners. Caroline ihrerseits erscheint als arme Waise, als Liebende und als Leserin. Freilich die gesellschaftliche Basis gibt für das Privatgespräch zunächst den Rahmen ab. Herder als berühmter Pastor kann von oben nach unten sprechen. Das verleiht seinen Ausführungen zuweilen einen (eventuell ungewollten) didaktischen Anstrich. Sie dagegen als abhängiges privates ‚Frauenzimmer‘ spricht selbstverständlich von unten nach oben. Der Ruck, den sie sich hin und wieder gibt, um sich auf dieselbe Ebene zu schwingen, kann dem Schreibpartner nicht verborgen geblieben sein. Andererseits engt die Predigerrolle den Schreiber auch ein, gibt ihm die Erzieheraufgabe vor, während die Partnerin größeren Spielraum besitzt. Manchmal entsteht der Eindruck einer Inszenierung, in der unvermittelt Spiel und Ernst einander abwechseln. Zu diesem Rollenspiel gehört auch der Wechsel der Anreden, der unvermittelt innerhalb eines Briefs vom Sie zum Du umschwenkt – und dies keineswegs nur in Momenten der Emphase. Der Wechsel manifestiert auch die Unsicherheit der Partner und den immer wieder zutage tretenden Konflikt zwischen den verschiedenen Rollen, in denen sie auftreten.
- 2) Auf der *geschlechtsspezifischen Ebene* bleiben beide im Rahmen der Konvention. Er ist der Anreger und unverblümt Urteilende; sie reagiert auf seine Anregungen und hält sich mit Urteilen eher zurück. Inhaltlich offerieren beide einen Diskurs über „Bilder vom anderen Geschlecht“, mit vielleicht doch eher tradierten Vorstellungen.
- 3) Unbedingt muss die *Kommunikations-Situation*, in der sich beide Partner befinden, berücksichtigt werden. Herder befindet sich in Straßburg in anregender Umgebung; von den jüngeren Literaten wird er bereitwillig als Mentor anerkannt. Diese allgemein erfahrene Hochschätzung ist möglicherweise ein Grund für die wenig glücklich verlaufene Wiederbegegnung mit Caroline. Herder hat offenbar in Darmstadt ein „Mehr“ erwartet, ein Analogon zur Straßburger Szenerie. In Bückeberg dagegen war er gesellschaftlich nahezu isoliert, bis zur Annäherung an die Landgräfin Maria. Das Angewiesensein auf die Vermittlungsdienste Mercks verstärkte sein Gefühl der Abhängigkeit und das Bedürfnis, den unbefriedigenden Zustand baldestmöglich zu beenden. Dementsprechend handelt es sich in der Bückeberger Zeit um eine einsame Lektüre; der Briefwechsel nimmt geis-

tige Ventilfunktionen wahr. Carolines Lektüre-Situation ist dagegen vergleichsweise konstant. Integriert in den Kreis ihrer (wenn auch einseitig) literarisch interessierten Freundinnen, pflegt sie eine gemeinsame Lektüre mit der Möglichkeit ständigen mündlichen Meinungsaustauschs. Das lässt ihre Lektüre-Identifikation weniger existentiell begründet erscheinen. Mit seinem Geplauder über Lektüre stellt der Briefwechsel eine nicht untypische Form von „Geselligkeit“ dar,<sup>22</sup> die den Übergang von der älteren Oralität in die jüngere Schriftlichkeit dokumentiert.

- 4) „Strategischen“ Charakter haben die von den Briefschreibern verfolgten persönlichen Zwecke. Während bei ihm, zumindest zu Beginn ihrer Beziehung, Versuche modischer Tändelei, ganz im Geschmack galant-roskohafter Konvention, spürbar sind, und sich auch in späteren Phasen dezidiert erotische Anspielungen und Assoziationen finden, dominiert doch unverkennbar der erzieherische Impetus. Teile seiner Briefe lassen sich geradezu als „Erziehungsroman“ lesen. Lektüre fungiert hier eindeutig als Instrument zur Erziehung der bildbaren jüngeren Partnerin. Was den Inhalt der Strategie angeht, hat sie die bei weitem klareren Vorstellungen als er, und so ist es auch kein Zufall, dass sie zielstrebig vorgeht, wo er sich schwankend und unentschlossen zeigt. Dies gilt freilich nur für die lebensweltlichen, die persönlichen Angelegenheiten. Bei den literarischen Themen kehrt sich die Situation um. Fast wäre man versucht zu deuten: Dort lässt sie ihm ganz die Freiheit, sich als Kenner und Mentor zu profilieren, während auf der Bühne des Lebens heimlich sie die Fäden zieht und die Lenkung übernimmt. Sind die schwärmerischen Ausbrüche, zu denen sie gar nicht selten neigt, nicht auch Inszenierungen von Liebessehnsucht, die ihre Wirkung auf den Adressaten sicher nicht verfehlten?<sup>23</sup>

---

<sup>22</sup> Zur historischen Form von Geselligkeit im 18. Jahrhundert vgl. Markus Fauser: Das Gespräch im 18. Jahrhundert. Rhetorik und Geselligkeit in Deutschland. Stuttgart 1991; Detlef Gaus: Geselligkeit und Gesellige. Bildung, Bürgertum und bildungsbürgerliche Kultur um 1800. Stuttgart 1998.

<sup>23</sup> Einige Beispiele unter vielen, die den Versuch einer gleichsam metaphysischen Untermauerung der Beziehung unternehmen. Im Brief vom 26. Dezember 1772 heißt es: „Um Ihre Lage, ob Sie in Bückeburg fest sitzen oder wir unstät und flüchtig in der Welt sind, darüber habe ich mich noch keine Minute gegrämt – wo Du hingehst, da folg ich und hänge an Dir. Es ist ja doch einmal ein Pilgrims- und Wanderleben!“ (II, 308) Am 12. Februar 1773: „Die Welt soll es an uns noch sehen, dass es glückliche Ehen geben kann. Ich bin mit Bückeburg zufrieden, so lang ich lebe und gelebt habne. Wenn ich einen andern Ort wünsche, so ists blos um Deinetwillen; denn für mich ist jeder Ort in der Welt recht, wo Du nur bist, und möge er auch so elend seyn, als er wolle. Du weißts ja schon lange, dass ich in einer Höle mit Dir leben könnte.“ (II, 354) Am 12. August 1773: „Lieben, glauben, an Dir hangen wird mein ganzes Scherflein guter Wille seyn – O daß ich Dir das seyn könnte, was ich wünsche – daß ich lauter Freude und Glückseligkeit um Dich verbreiten könnte – Gott wird mein Gebet erhören und Dich segnen. Dass Du Dein Mädchen glücklich machst. Jedermann, wer Dich kennt, preißt und segent [!] mich glücklich, Dein Weib zu seyn – und ich, ich sehne und schmachte in aller meiner süßen Ruhe nach dem wahren Genuß des Lebens mit Dir, Engel meines Lebens. Alle die übertriebenen Phantasien weggenommen, können wir die glücklichsten Sterblichen zusammen werden. O meine Ahnung wir mich nicht trügen! Gott hat uns ja zusammen geführt und hat uns einander gegeben.[...] Du mein Führer durchs Leben!“ (II, 407) Aspekte finden sich in der Untersuchung von Elke Clauss: Liebeskunst. Der Liebesbrief im 18. Jahrhundert. Stuttgart 1993, die den Herder-Briefwechsel allerdings nicht berücksichtigt.

So zeigt der Briefwechsel auf durchaus amüsante Weise ein zivilisationsgeschichtliches Muster: wie sich die weibliche Partnerin des Lektüremittels bedient, um ihren Primärwunsch nach sozialer Bindung auf diplomatische Weise (gegenüber dem männlichen Wunsch nach Nicht-Bindung) durchzusetzen.

- 5) In *lesehistorischer Hinsicht* hat der Briefwechsel die entscheidende Wende gegenüber der ersten Jahrhunderthälfte vollzogen. Der Diskurs handelt fast ausschließlich von schöngeistiger Literatur, erbauende und geistliche Lektüre, wie sie den Frauen früher empfohlen wurde, spielen keine Rolle mehr. Damit folgt Caroline der von den Moralischen Wochenschriften angeratenen Lektüre, die „auf die Stärkung der Kräfte des Gemüths abzielte“.<sup>24</sup> Zwar begegnen auch ‚klassische‘ Autoren (Homer, Petrarca, Cervantes), doch dominiert die freie Lektüre den Kanon der alten Meister ganz entschieden. Dies hat zur Folge, dass Neuerscheinungen im Vordergrund des Interesses stehen. Zu ihnen rechnen nicht nur die neuen Werke Klopstocks, Lessings, Wielands, Geßners und La Roches, sondern auch Neuentdeckungen wie die Dramen Shakespeares, die Bardenlieder und Ossianischen Gesänge, Texte, die einen ästhetischen Normenwandel zur Folge hatten.
- 6) Im Rahmen der zeitgenössischen *Lesegepflogenheiten* nimmt dieser Briefwechsel mit seinen unterschiedlichen Lektüren einen bemerkenswerten Platz ein. Er zeigt die Auswirkungen des ästhetischen Paradigmenwechsels auf den Stil – beide Briefschreiber pflegen einen natürlich-individuellen Stil, Caroline tendenziell mehr in der sentimental, Herder in der geniezeitlichen Variante<sup>25</sup>. Auch im Einklang und Widerspruch der Lektüreurteile manifestiert sich der mentalitätsgeschichtliche Normenumbruch. Die Tatsache, dass sie intuitives, er reflektierendes Lesen bevorzugt, lässt sich weniger geschlechtsspezifisch als vielmehr individualpsychologisch und situativ begründen.
- 7) Schließlich – dies ist ein Seitenaspekt der Schreibstrategie – hat die Lektüre auch die Aufgabe, *Erkenntnisse* über sich selbst zu vermitteln und Erkenntnisse über den Partner zu gewinnen. Nicht von ungefähr findet sich deshalb das Modell des identifizierenden Lesens bei beiden. Lektüre bietet Möglichkeiten der Selbstpräsentation und der Wunsch-Projektion. Gerade bei identifizierendem Lesen ergänzt die Lektüre die direkte Selbstcharakterisierung durch indirekte Hinweise auf positiv und negativ empfundene Personen und Handlungsweisen und hat deshalb für den Briefpartner Signalwirkung, wie man sich selbst sieht und den anderen sehen möchte.

---

<sup>24</sup> Wolfgang Martens: Die Botschaft der Tugend. Zur geistlichen Lektüre S. 432-441; zur schöngeistigen Literatur S. 441-461; insbesondere zum lesenden Frauenzimmer S. 520-542, Zitat auf S. 530.

<sup>25</sup> Zu Gellerts Natürlichkeitsideal vgl. Reinhard M.G. Nickisch: Brief. Stuttgart 1991, S. 82; Brieftheorie des 18. Jahrhunderts. Texte, Kommentare, Essays. Hrsg. von Angelika Ebrecht, Regina Nörtemann und Herta Schwarz, unter Mitarbeit von Gudrun Kohn-Waechter und Ute Pott. Stuttgart 1990, S. 56-98.



Identifizierendes Lesen projiziert das eigene Wunschdenken in die Texte, es hat offensichtlich Ersatzcharakter, das Ziel bleibt immer die Umsetzung des Gelesenen in Lebenspraxis (vgl. I, 339). War das Bildungsgeplauder nur bewusster Firnis? Wahrscheinlicher ist es, dass die Protagonisten hier an die Verhaltenstraditionen gebunden bleiben. Was für das 18. Jahrhundert das Lesen darstellte, das ist heute der Disko-Besuch oder das gemeinsame Fernsehen. Lektüre war das Mittel, der Zweck war die Partnerschaft. Und insofern hatte auch das empfindsamste und schwärmerischste Lesen einen bemerkenswert nüchternen Kern.